

Besprechungen

Christos Karvounis, Aussprache und Phonologie im Altgriechischen, Darmstadt 2008, 120 S., EUR 29,90 (WBG: Wissenschaftliche Buchgesellschaft B-20834-0).

Wenn der Verf. bereits in den ersten Seiten deutlich gemacht hätte, dass die empfehlenswerteste Aussprache des Altgriechischen die neugriechische ist, hätte man sich die Lektüre des ganzen Buches gern ersparen können und es in den Bereich der (nicht spannenden) Belletristik verwiesen. So blieb auch die Hoffnung, dass der erste systematische Versuch, die erasmische Aussprache-Rekonstruktion abzulehnen, ein isolierter Fall bleiben würde (C. C. CARAGOUNIS, *The Development of Greek and the New Testament*, Tübingen 2004; Karvounis selbst kündigt eine Rezension von Caragounis im *Gnomon* an), unerfüllt.

Im ersten Abschnitt (S. 15ff.) widmet sich der Verf. den „drei Methoden, altgriechische Texte vorzulesen“: die neugriechische (bereits byzantinische), die erasmische (*De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione dialogus*, 1528) sowie die erasmische in einigen nationalen Anpassungsformen (der Verf. nennt sie ‚pseudo-erasmisch‘ oder ‚Schulaussprache‘). Die erasmische wird zunächst mit einem wahrhaft wissenschaftlich begründeten Urteil liquidiert (sie sei „in mehreren Fällen nur schwer zu praktizieren“!), die ‚pseudoerasmische‘ hingegen mit pauschalen Bemerkungen über die vermeintliche Praxis an Schulen und Universitäten der wichtigsten europäischen Kulturländer. Dabei übersieht der Verf., dass die Praxis oft nicht mit der Theorie zu verwechseln ist: die Tatsache, dass etwa in Deutschland der Diphthong eu als ‚oi‘, in Italien der Spiritus asper ‚oft nicht‘ ausgesprochen wird – eine Angabe, die sich übrigens keineswegs bestätigen lässt –, dass also die durchaus verständliche Tendenz zu einer Art phonetischen Ökonomie in der praktischen Anwendung herrscht, erlaubt keinerlei Schlüsse über die eigentliche Kenntnis der wissenschaftlich wiederhergestellten (‚erasmischen‘) Aussprache. Ähnliches gilt für die Diskrepanz zwischen der rekonstruierten und der im Unterricht konkret zu hörenden Aussprache des Lateins, welche keine höhere Aufmerksamkeit verdient als etwa die Art und Weise, wie ein belie-

biger Laut einer beliebigen Fremdsprache in einem beliebigen Land wiedergegeben wird bzw. inwiefern eine mehr oder weniger herrschende Praxis von der allgemein akzeptierten Theorie abweicht (man denke z. B. an die frz. Wiedergabe der engl. interdentalen Frikativen /θ/ und /ð/). Gewiss ist eine allgemein akzeptierte Theorie für die Rekonstruktion einer klassischen, ja toten Sprache keine Selbstverständlichkeit – der endgültige Nachweis wird sich immer vermissen lassen –, aber diesen Rekonstruktionsversuch mittels dessen ‚parodischen‘ Formen zu diskreditieren versuchen, ist ein zumindest merkwürdiges Verfahren.

Im Abschnitt über die ‚diachrone Definition‘ (S. 22ff.) wird eine als traditionell angegebene vierteilige Periodisierung der griechischen Sprachgeschichte geboten (deren Herkunft jedoch nicht angeführt wird): die Beobachtung mag zwar sinnvoll klingen, dass ein Ende der Zeitspanne des ‚Altgriechischen‘ im 4. Jh. v. Chr. der relativen Einheitlichkeit der griechischen Literatursprache, die sich bis in die Neuzeit an der klassischen attischen Prosa orientiert, keine Rechnung trägt, die Logik der anschließenden Schlussfolgerung entgeht mir jedoch vollkommen: „Sofern wir das Altgriechische ausschließlich als ‚Schriftsprache‘ betrachten, ist die Diskrepanz zwischen Laut und Schrift von sekundärer Bedeutung. Sobald wir aber altgriechische Texte vorlesen wollen oder uns Gedanken über die ‚korrekte‘ Aussprache des Altgriechischen machen, müssen wir den Begriff altgriechische Aussprache zwangsläufig auf seine gesamte zeitliche Spanne hin betrachten. Das bedeutet, dass, ganz gleich mit welcher Aussprache wir altgriechische Texte (der Antike) lesen, keine von ihnen exklusiv als richtig betrachtet werden kann, da sowohl die neugriechische als auch die erasmische nur für einen Teil dieser weiten Zeitspanne zutreffen“ (S. 27f.). Als ließe sich behaupten (auch hierfür erweist sich die Parallele zum Latein als lehrreich): da wir den genauen Zeitpunkt der Palatalisierung der Velaren (vor palatalem Vokal) im Latein nicht bestimmen können, sei es gleichgültig, ob wir CICEROS Texte wie jene PETRARCAS, oder umgekehrt, lesen. Natürlich werden wir uns im Gegenteil darum bemühen müssen, Ciceros

Latein nach der wissenschaftlich rekonstruierten Aussprache (etwa *civis* [kīwis]) zu lesen, während wir mittel- oder neulateinische Texte den nationalen ‚Bequemlichkeitsaussprachen‘ überlassen (etwa *civis* [tsivis] oder [čivis]), bei spätantiken bzw. nachklassischen Texten wiederum einen gesunden Spielraum für beide Möglichkeiten gewähren werden. Eine ciceronische Rede in der ‚kirchenlateinischen‘ Aussprache würde genauso grotesk klingen wie eine sophokleische Tragödie in der ‚byzantinischen‘.

Ein erster Vorwurf gegen die ‚erasmische‘ Aussprache schleicht sich bereits in die ‚Einschränkungen‘ ein, in denen wir erfahren, dass der Künstlichkeit dieser die Vollständigkeit und Natürlichkeit der neugriechischen Aussprache ‚weit überlegen‘ sei, weil jene Künstlichkeit „zweifelloso hemmend wirkt, das Griechische als eine noch lebende Sprache zu sehen und so ihren Wert in vielerlei Hinsicht, z. B. in Wissenschaft, Beruf oder auch privat nutzen zu können“ (S. 33f.): spätestens jetzt beginnt der Leser – dem nichts anderes übrigbleibt, als sich über die Einfachheit und Spontanität zu freuen, mit der die Neugriechen ihre alte Sprache aussprechen –, etwas über das ‚wissenschaftliche‘ Niveau dieses Buches zu erahnen. Der zitierte Satz ist ebenfalls symptomatisch für die Willkür beim Reanimationsversuch einer Sprache, die nicht weniger tot ist als ihre klassische Konkurrentin, das Latein: man würde nämlich bezweifeln, dass das *Standard Modern Greek* morphosyntaktisch und lexikalisch näher zu seiner Ursprache stünde als etwa das Italienische oder das Sardische zum Latein (nach indikativen Hochschätzungen von MARIO ANDREW PEI [*The Story of Latin and the Romance Languages*, New York 1976] jeweils 88% und 92% Approximation; dagegen Französisch 56%), und dennoch würde niemand auf die Idee kommen, das klassische Latein so aussprechen zu lassen, wie es heute ihren legitimsten Erben komfortabel gelingt. Die lange Digression über die alt-/neugriechische Sprachfrage mit ihren kulturhistorischen und sozialpolitischen Implikationen (S. 34ff.) ist – wie sie hier präsentiert wird – als eine wesentlich innergriechische Angelegenheit aufzufassen und in einem Buch über Aussprache und Phonologie des Altgriechischen kaum von Belang.

Im Kern der Arbeit wird die ‚lautliche Varietät‘ des Altgriechischen behandelt (S. 54ff.: ‚Vokale und Diphthonge‘; S. 80ff.: ‚Konsonanten‘): das hier gebotene Material (zum größten Teil aus THREATTE, TEODORSSON und STROHSCHHEIN) reflektiert zwar die inschriftlich bezeugte Vielfalt bei der Wiedergabe vieler Laute und Lautkombinationen in den griechischen Dialekten, vermag jedoch an unserer konventionellen Aussprache des Attischen – also des größten Teils altgriechischer literarischer Überlieferung – nichts zu ändern. Dass etwa im Boiotischen der Wechsel $\alpha > \eta$ gängig ist, oder dass im Lakonischen θ zu σ werden kann, wie sich graphematisch relativ eindeutig belegen lässt, wird von niemandem ignoriert, der über minimale Kenntnisse in griechischer Dialektologie verfügt: inwieweit sich dies aber als erkenntnisreich zeige für eine unvermeidlich konventionelle (und ebenso unvermeidlich attikozentrische) Aussprache-Theorie des Griechischen, gehört zu den ungelösten Rätseln dieses Buches. Keine Spur lässt sich in der Tat erkennen von einer Tendenz bereits im Attischen des 5./4 Jhs. v. Chr. etwa zu einer Monophthongierung von $\alpha \sim \eta$ (vgl. S. 58: da dieser Wechsel erst im 3 Jh. v. Chr. bezeugt ist, greift der Verf. zu einer Argumentation, die auch charakteristisch für dessen Vorgehensweise ist: „Der Wechsel $\alpha \sim \eta$ kommt selten vor, aber wenn man die eindeutigen Verwechslungen von α [...] mit e-Lauten als Ganzes betrachtet, fällt es wie erwähnt schwer zu glauben, dass α nicht als /e/ realisiert wurde“), von $\alpha \sim \iota$ (vgl. S. 77 A. 146), zu einer Wiedergabe von $\eta \sim \iota$ (vgl. S. 74f., wo der Versuch, die fehlerhaften, wohl von Schülern redigierten ‚Inschriften aus der Akademie‘ SEG XIX Nr. 37 heranzuziehen, aussichtslos ist), zu einer Spirantisierung von β (vgl. S. 81) sowie zu einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Spiritus asper (vgl. S. 97ff.).

Dieses Buch hätte seine Existenz erst dann gerechtfertigt, wenn wir nach der Lektüre bessere Argumente für solche Tendenzen gewonnen hätten. Dies war aber bei weitem nicht der Fall. Was übrig bleibt, ist zumeist eine tendenziöse, bisweilen raffiniert manipulierte Darstellung altbekannter Daten sowie eine generelle methodische Misere.

ANDREAS BAGORDO, Freiburg